

Insel Verlag

Leseprobe



Masuda, Sayo
Die letzte Geisha

Eine wahre Geschichte
Aus dem Japanischen von Michael Stein

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4151
978-3-458-35851-0

Sayo Masuda ist erst zwölf Jahre alt, als sie an ein Geisha-Haus verkauft wird und in die brutale Welt des traditionellen japanischen Amüsemments eintaucht. Doch die Maske der ewig lächelnden Geisha täuscht: Die Ausbildung ist hart und unmenschlich, hinter den Kulissen herrschen Rivalität und Schikane.

Aber Sayo Masuda hat es geschafft: Nach Jahren der Demütigung und Einsamkeit konnte sie ihr Leben als Geisha hinter sich lassen und sich eine neue Existenz in Freiheit und Selbstbestimmung aufbauen.

Die Frau, die nie wirklich lesen und schreiben gelernt hatte, verfaßte ihren ganz persönlichen Lebensbericht und gewährt, fern jeder Exotik, ungeschminkte Einblicke in den Alltag der Geishas.

Sayo Masuda, 1925 als uneheliches Kind geboren, von der Mutter abgelehnt, wurde mit 12 Jahren an ein Geisha-Haus verkauft. In den 1950er Jahren verfaßte sie, als Beitrag für einen Wettbewerb einer Frauenzeitschrift, ihren Lebensbericht. 1957 wurde ihre Autobiographie von einem japanischen Verlag veröffentlicht. Später lebte Sayo Masuda in Nagano, wo sie sich mit einem kleinen Restaurant ein bescheidenes Lebensziel erfüllen konnte. Sie starb dort 2008.

insel taschenbuch 4151
Sayo Masuda
Die letzte Geisha



SAYO MASUDA
DIE LETZTE GEISHA

Eine wahre Geschichte

Aus dem Japanischen übertragen
und mit einem Nachwort versehen
von Michael Stein

Insel Verlag

Originaltitel: Masuda Sayo, *Geisha, kutō no hanshōgai* (1957).
Heibonsha Library, Tōkyō 1995.

Der vorliegende Text erschien erstmals in dem Sammelband
Geisha. Vom Leben jenseits der Weidenbrücke.

Aus dem Japanischen übertragen und mit einem Nachwort
versehen von Michael Stein.

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1998.

Das Nachwort wurde für die vorliegende Ausgabe
von Michael Stein aktualisiert.

Umschlagfoto: Coneyl Jay / Getty Images

insel taschenbuch 4151

Originalausgabe

Erste Auflage 2012

Insel Verlag Berlin 2012

Für die deutsche Übersetzung:

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1998

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35851-0

DIE LETZTE GEISHA

EIN FURCHTSAMER AUSGESETZTER HUND

Kindermädchen Tsurukko

Meine Kindheitserinnerungen setzen ein, als ich in Kyōhara, einer ländlichen Gegend nahe Shiojiri in der Präfektur Naganō, im Haus eines Großgrundbesitzers das Kind hütete. An meine frühe Kindheit erinnere ich mich kaum, aber dieser Haushalt war der eines reichen Grundbesitzers, der drei Knechte in seinen Diensten hielt und außerdem, zur Zeit der Reisplanzung zum Beispiel, noch ein Dutzend und mehr Landarbeiter beschäftigte. Der Hof war rings von dichtem Baumbestand umgeben, darunter mehrere große Maronenbäume.

Wegen Kleinigkeiten fürchterlich gescholten, lebte ich in ständiger Angst vor menschlichen Wesen. In der Tat sehe ich, wenn ich an meine Kindheit denke, sofort das Bild vor mir, wie ich, ausgeschimpft und an einem Maronenbaum festgebunden, lauthals heule. Weiß der Kuckuck, wieso Maronenraupen so leicht runterfallen; jedenfalls ist unter den Bäumen immer alles voll Raupen, und besonders viele am Fuß der Bäume, wo sie dann anfangen, langsam den Baumstamm raufzukrabbeln. Ich ekle mich schrecklich vor Raupen, angebunden aber kann ich mich nicht rühren, auch wenn mir die Würmer am ganzen Leib herumkriechen. Ich heulte so, daß ich beinahe ohnmächtig wurde. Damals war ich vielleicht sechs Jahre alt.

Ich kam in jener Zeit nicht mal dazu nachzudenken, warum ich keine Eltern habe und warum nur immer ich gequält werde. Alles, was mir bewußt war, ist, daß Hunger weh tut und daß ich vor Menschen Angst habe. Ich lebte nur mit

den Gedanken, wie ich mich so gut verstecken kann, daß mich niemand findet, und wie ich den Bauch am besten vollkriege. Um beim Bauchvollkriegen zu bleiben: Mit dem Essen war ich vollkommen von den Leuten abhängig. Unter der Anrichte stand ein schartiger Napf, in den ich die Reste von Reis und Suppe bekam. Wenn viel übrigblieb, war der Napf schon mal randvoll, aber wenn nichts übrigblieb, dann war's das. Wenn alle mit dem Essen fertig waren, sauste ich in die Küche und guckte in den Napf, und wenn was drin war, kauerte ich mich eilig unter die Anrichte und aß es auf.

Mein Bett, ein Hanfsack, mit Stoffetzen vollgestopft, lag in einen Winkel im Abstellschuppen hingerollt, und darin schlief ich, indem ich mich mit den Füßen voran zwischen die Lumpen reinwühlte. Aber in der Nacht muß ich Pipi machen. Der Schuppen ist dunkel, und ich habe Angst. Und wie ich noch überlege, bin ich wieder eingeschlafen. Wenn ich reinmache, stört es mich nicht, weil es am Morgen noch warm ist, aber wenn ich am Abend wieder die Beine reinstrecke, ist es naßkalt. Da hast du Mist gemacht letzte Nacht, denke ich. Es ist so widerlich, daß ich überhaupt nicht einschlafen kann. Dann habe ich mir eine dunkle Stelle vor der Tür gesucht, mich wie ein Hund zusammengerollt und geschlafen. Der Winter in Shinano ist aber kalt, das ist gar nicht so einfach. Ich bin entschlossen, nicht mehr reinzupinkeln, doch wenn die Nacht kommt, habe ich wieder Angst. Ich habe also immer wieder draußen schlafen müssen. Kalt ist es nicht nur in der Nacht. Wenn mir beim Kinderhüten auch der Rücken warm ist,* die Füße sind so kalt, daß sie beinah festfrieren. Egal wie kalt es im Winter war, ich bekam keine Socken anzuziehen und hielt deshalb immer einen Fuß

* Kindermädchen bekamen das Kleinkind stets auf den Rücken gebunden.

auf den Oberschenkel des anderen Beines; die Füße abwechselnd, stand ich immerzu auf einem Bein. Von daher kommt mein Spitzname »Tsuru« (Kranich).

Gequält haben mich nicht nur die Erwachsenen. Wenn ich mich dummerweise von Kindern erwischen lasse, tun die mir garantiert irgendwas an, was mir weh tut.

»Mach mal 'nen Hund nach!« rufen sie, lassen mich auf allen Vieren kriechen, bellend herumrollen und mit dem Mund Brocken aufheben, die sich die Kinder aus dem Mund genommen und auf die Erde geworfen haben. Wenn ich nicht mitmachen will, trampeln sie mir auf die Füße, zwicken, treten und piesacken mich erbarmungslos. Weil ich aus Angst davor alles gemacht habe, was sie wollten, war ich für die Kinder ein schönes Spielzeug, glaube ich.

Da ich völlig verlaust war, als ich herkam, hatte man mir den Kopf kahlgeschoren. Irgendwann fangen die Kinder an zu fragen:

»He, du da, bist du ein Bub oder ein Mädchen?«

Da habe ich den Po blankgemacht und es ihnen gezeigt. Da machen die sich dann einen Spaß draus, und wenn sie mich nur von weitem sehen, necken sie mich schon:

»Streck den Po raus, streck den Po raus!«

Mit sieben oder acht habe ich mich dann geschämt, obwohl mir niemand Schamgefühle beigebracht hat; das ist wohl auch ein Instinkt menschlicher Wesen. Ich will also weglaufen, aber sie stellen sich mir in den Weg und sagen, sie lassen mich nicht durch, bis ich den Po rausstrecke.

»He, du da, Tsuru, du Affenkind, du hast wohl einen knallroten Po!« hänseln sie mich. Erst wenn ich weine, lassen sie von mir ab. Wenn ich weine, freuen sich die Kinder, jubeln »haah, das Affenkind heult!«, und laufen dann auseinander. Ich habe mir das vermutlich gemerkt und bin sie dann immer losgeworden, indem ich am Ende geheult habe.

Die leuchtenden Augen der Kühe

Was meine Arbeit angeht, so bin ich um 5 Uhr morgens geweckt und zum Bach geschickt worden, zum Wäschewaschen. Auf dem Land geht man zum Geschirrspülen und zum Wäschewaschen an verschiedene Bäche. Im Winter sind beide Bäche zugefroren; nur an der Stelle, wo alle ihre Wäsche waschen, ist das Eis dünner. Ich schlage das Eis an der dünnen Stelle auf und wasche die Windeln, aber einem Kind geht das nicht so flott von der Hand; wenn die gewaschenen Windeln ausgewrungen werden sollen, sind sie schon steif gefroren. Also tauche ich sie, die frostwunden Hände warm hauchend, wieder ins Wasser und wringe sie aus. Wenn ich mit dem Waschen fertig bin, muß ich putzen, und dann gibt's endlich Frühstück. Erst danach fängt das eigentliche Kinderhüten an.

Auf dem Gehöft lebten Großvater, Großmutter und das junge Ehepaar, und meine Aufgabe war es, das Kind des jungen Paares zu hüten. Weil viele Bedienstete im Haus waren, trug sich eines Tages folgendes zu:

2 Sen in Münzen, an einer gut sichtbaren Stelle ausgelegt, um meine Ehrlichkeit zu prüfen, sind angeblich verschwunden. Ich habe die nicht einmal gesehen, noch wußte ich damals überhaupt, wie man mit Geld umgeht. Trotzdem hieß es, ich hätte sie stibitzt, mir davon Süßigkeiten gekauft und genascht, und es setzte Schelte. Die Hände sollte ich falten und um Vergebung bitten.

»Ich war's doch nicht«, stieß ich trotzig hervor, aber das machte es nur noch schlimmer.

»Bis du es zugibst, bleibst du hier drin!«

Ich wurde im Speicher eingesperrt und zwei Tage lang nicht rausgelassen. Im Speicher waren Säcke mit ungeschältem Reis gestapelt, in die ich einen Finger reinbohrte, Reis-

körner rauspühlte und kaute, aber weil ich zwei Tage lang keinen Tropfen Wasser zu trinken bekam, war mir sterbenselend zumute. Und trotzdem fiel mir nicht ein, mit lauter Stimme zu schreien:

»Warum tut ihr mir so was an, wo ich doch das Geld nicht geklaut habe!«

Statt dessen lebte ich nur voller Angst weiter, was immer man mir auch antat.

Von heute aus gesehen, sind damals vielleicht wirklich 2 Sen weggekommen, aber weil der Verdacht, ohne jedes Indiz, nicht auf einen Erwachsenen fiel, nehme ich an, man hat mich wohl als warnendes Beispiel für die anderen Angestellten gequält.

Im Sommer verfaulen auf den Feldern die Gurken, so viele, daß man sie gar nicht alle essen kann, und trotzdem bekam ich nicht genug Gemüse zu essen. Ich schleiche mich also ins Gurkenfeld und esse mich geduckt heimlich satt. Ich achte zwar gut darauf, von keinem gesehen zu werden, und doch kommt es irgendwie immer sofort heraus.

»Du warst schon wieder im Gurkenfeld!«, und schon habe ich drei, vier Ohrfeigen weg.

»Ich geh wirklich nicht wieder rein«, verspreche ich und bin auch fest entschlossen, nicht mehr reinzugehen, aber wenn der Hunger bohrt, schleiche ich mich wieder rein. Und wieder kommt's raus. Schließlich droht man mir:

»Wenn du noch mal reingehst, wirst du in den Kuhstall gesperrt!«

Vor dem Kuhstall habe ich Angst. Wenn man mitten in der Nacht in den Kuhstall gesteckt wird, schrecken die Kühe auf und trampeln wild herum, man wird getreten, gestoßen und muß Schlimmes ertragen. Die Augen der Kühe, die im Dunkeln leuchten, sind unheimlich, und bis heute habe ich eine Heidenangst vor Kühen.

Ich bin also fest entschlossen, jetzt aber wirklich nie mehr ins Gurkenfeld zu gehen, doch am Ende bin ich trotz allem wieder drin. Wieder kommt's sofort raus. Aus Angst vor dem Kuhstall streite ich felsenfest ab, im Feld gewesen zu sein, sosehr man mir auch zusetzt.

»So, du bist also nicht im Feld gewesen . . . Und das hier, was ist das?«

Ich kriege die Windeln des Kindes vor die Nase gehalten, und endlich wird mir das Rätsel klar, warum es immer sofort rausgekommen ist. Wenn ich im Gurkenfeld geduckt esse, stopft sich das Baby alles, was seine Hände erreichen, in den Mund, und dann finden sich in den Windeln auch Gurkenblätter mit drin.

Seitdem hieß es, jemanden wie mich kann man das wertvolle Kind nicht hüten lassen, und ich mußte Arbeiten verrichten wie Unkraut jäten im Feld oder im Herbst den mit Reis beladenen Ochsenkarren vom Reisfeld zum Hof führen. Aber ich fürchtete mich vor den Ochsen und schaffte es nicht, sie dahin zu kriegen, wo sie hinsollten. Einmal geriet der Karren mit einem Rad in den Graben, und als ich mir nicht weiterzuhelfen wußte, kam ein Onkel aus der Nachbarschaft daher, und es gelang ihm mit Mühe und Not, den Karren herauszuziehen.

»So ein kleines Kind . . .! Unmögliche Arbeiten muten sie dir zu! Du hast es sicher schwer«, sagte mir der Onkel mit so freundlichem Gesicht, daß ich mit weinerlicher Miene unwillkürlich wahrheitsgemäß antwortete:

»Ja, sehr schwer!«

Nur wenig später wurde ich vor den Hausherrn gerufen.

»Zu nichts bist du nutze, und machst obendrein noch das Haus vor anderen Leuten schlecht – was fällt dir denn ein?«

Ein fürchterliches Donnerwetter entlud sich über mich, und er warf mit einem heruntergefallenen Holzscheit nach

mir. Aus dem Scheit ragten Nägel, die mich an der Hand verletzten. Die Wunde eiterte so, daß ein Arzt gerufen werden mußte. Daraufhin wurde ich angefaucht:

»Wegen dir habe ich mir Vorwürfe anhören müssen, und Geld kostest du mich. Für so einen Nichtsnutz gibt's nichts mehr zu essen. Und unter diesem Dach wirst du mir nicht mehr schlafen!«

Bitter bereute ich, dem Onkel da dummerweise vertraut zu haben. Was hat der bloß weitergetratscht, obwohl ich doch gar nichts Schlimmes gesagt habe? Keinem Menschen darfst du je vertrauen, das wurde mir schmerzlich bewußt.

Auch ich hatte eine Mutter

Diese Art zu schildern klingt so, als ob ich voller Kummer und Tag für Tag weinend verlebt hätte, aber insgeheim hatte ich auch allerhand Freude. Auf dem Hof standen große Nuß- und Maronenbäume, und ich paßte Momente ab, wenn gerade niemand da war, und las die Nüsse und Maronen auf. Ein bißchen Klugheit wird mich darauf gebracht haben, sie an einer geheimen, nur mir bekannten Stelle aufzuheben und im Winter heimlich zu holen und zu essen. Wenn man roh getrocknete Maronen kaut, schmecken die ganz himmlisch.

Nüsse schlug ich mit einem Stein auf und aß sie; diese Tätigkeit brachte mir in meiner Verlassenheit reichlich Trost. Auch sonst wußte ich etwas friedvoller die Zeit zu verbringen, indem ich irgendwohin ging, wo keine Menschenseele war, und nur still dahockte.

Ich bringe es nicht mehr zusammen, wie viele Jahre ich da verlebt habe. An einem Neujahrstag aber kam ein Mann, der sagte, er sei mein Onkel und würde mich zu meiner Mutter bringen. Da bin ich so glücklich wie nie zuvor gewesen. Im-

mer nur »Affenkind, Affenkind« gerufen, fragte ich unwillkürlich:

»Meine Mutter, ist das ein richtiger Mensch?«

Der Onkel lachte mich aus.

Auch ich hatte also Eltern. Was für Leute sind das wohl? Wo sind sie? Ich wollte sie schnell sehen. Vor dem Onkel herlaufend, eilte ich auf das Haus zu. Weil andere Kinder Eltern haben, gehen sie zur Schule. Und kriegen auch Süßigkeiten. Und Socken anzuziehen. Womöglich bekomme auch ich wahrhaftig Socken anzuziehen ...!

Meine Mutter zeigte mir aber nicht eine freundliche Geste, sondern guckte mich nur kurz mit kaltem Blick an. In dem dämmrigen Haus mit dem schiefem Vordach schlief ein Mann, und vier Kinder umringten mich neugierig und glotzten mich an. Wenn ich jetzt daran denke ... da muß auch mein armer Bruder mit dabeigewesen sein, der später Selbstmord begangen hat ...

Ich blieb dort nur eine Nacht über und ging am andern Morgen zusammen mit dem Onkel wieder weg. Unterwegs erfuhr ich von meinem Onkel erstmals, wie ich zur Welt gekommen bin.

Ich bin ein uneheliches Kind, und weil so was schlecht angesehen ist, wurde ich gleich nach meiner Geburt von meinem Onkel, einem jüngeren Bruder meiner Mutter, aufgenommen, bis ich fünf Jahre alt war. Dann konnte mein Onkel nicht mehr für mich sorgen, und weil ein Bekannter jenes Großgrundbesitzers ihn darauf angesprochen hatte, mich als Kinderhüterin einzustellen, habe er mich dort in Dienst gegeben, erzählte er und fügte am Schluß hinzu:

»Du bist aber auch ein armes Kind!«

Noch heute klingt mir im Ohr, wie er das gemurmelt hat. Ich hatte ihn beinah so lieb wie einen Vater und stapfte, an der Hand des Onkels hängend, so froh den kniehoch zuge-

schneiten Weg voran, als ob mich irgend etwas Schönes erwartete. Dabei befand ich mich an diesem Tage auf dem Weg, als Geisha verkauft zu werden, was mein künftiges Leben bestimmen sollte. Aber selbst wenn ich nicht als Geisha verkauft worden wäre, für jemand wie mich hätte es sicher keinen Weg zu irgendeinem Glück geben können . . .

Jetzt ist mir danach zumute, anzuklagen, mit was für elenden Gefühlen ich mein ganzes Leben verbringen mußte, aus Verantwortungslosigkeit der Eltern in die Welt gesetzt wie ein Bündel Sünde, und herauszuschreien, daß ein Menschenleben wie meines sich nie mehr wiederholen darf. In welche Schande man auch geraten mag, ein Mensch ist doch ein Mensch, und seine Seele irrt immerzu auf der Suche nach Licht herum, und wenn sich irgendwo ein Licht zeigt, dann strampelt man sich verzweifelt danach ab, irgendwie dahinzukommen. Wenn man aber bei allem verzweifelten Abstrampeln nicht zu dem Licht kommen kann, geht man unter. Wer ein menschliches Herz hat und ein Kind zur Welt bringt, der soll auch seine Elternpflicht erfüllen, bis das Kind auf eigenen Beinen steht, auch wenn das sämtliche Energien kosten sollte!

EIN SCHWARZBRAUNES LEHRMÄDCHEN

Der Märchenpalast

Ohne je zur Schule gegangen zu sein oder lesen zu können, aufgewachsen wie ein ausgesetzter Hund, wurde ich mit 12 Jahren verkauft. Ich wußte nicht mal, wie alt ich war, aber ich hörte damals, wie jemand sagte:

»Das Kind ist 12 Jahre alt.«

Ich entsinne mich, daß ich dachte: »12 Jahre alt bin ich also!«

Das würde demnach heißen, daß es um 1936 oder 1937 gewesen sein muß.

Ich wurde an ein Geisha-Haus mit dem Namen Takenoya in Kamisuwa verkauft. Zuallererst riß ich vor Staunen über die Schönheit dieses Märchenpalastes die Augen auf. Mein Onkel besprach leise mit dem Herrn des Hauses Takenoya irgendwelche Dinge, hielt aber den Kopf immerfort gesenker, als es nötig gewesen wäre, und wischte sich mit seinem zerknäulten Taschentuch dauernd den Nasenrücken. Ich kauerte winzig klein hinter meinem Onkel, nur die Augen in meinem dunkelbraun gebrannten Gesicht weit aufgerissen, und schaute vermutlich verwundert ringsumher.

»Wie ein Kobold, das Kind da«, waren die ersten Worte, die ich von der Patronin des Hauses Takenoya, die ich »Frau Mutter« zu nennen hatte, zu hören bekam. Ich fühlte mich wer weiß wie beschämt und genierte mich fürchterlich.

Die Verhandlungen kamen dann wohl zu irgendeinem Abschluß, und mein Onkel sagte:

»Von heute an gehörst du zu diesem Haus. Hör gut auf das, was die Herrschaften dir sagen, und laß dich von ihnen verwöhnen!«

Dann verließ er das Haus durch die Hintertür.

Ich wurde gebadet, neu eingekleidet und zu den Zimmern meiner älteren »Schwestern« geführt. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Da hingen Kimonos und Untergewänder auf den Kleiderständern, die noch viel prachtvoller waren als die Kleider, die die Tochter des Großgrundbesitzers an Festtagen trug.

Als ich dort das Baby hütete, hatte ich manchmal in die Bilderbücher der Tochter des Hauses geschaut. Da war ein prächtiger Palast abgebildet, und als ich heimlich den Knecht Miichan darüber befragte, hatte er mir erzählt:

»Das ist der Palast des Drachenkönigs. Und das schöne Mädchen da ist die Prinzessin Otohime.«

Mir kam es vor, als sei ich wahrhaftig in den Palast des Drachenkönigs gekommen und die Schwestern dort seien lauter Prinzessinnen Otohime. Das wäre toll, wenn ich auch hier leben dürfte!

Die Realität aber, die vom nächsten Tag an begann, machte mir sehr deutlich, daß es hier weder so schön zuging, wie ich mir das vorgestellt hatte, noch, daß dies ein Ort des Müßiggangs war.

Morgens aufstehen, Staub wischen, die Wäsche aller neun Personen im Haus waschen, allerlei Gänge erledigen, und am Abend muß ich den Geisha die Shamisen hinterhertragen und, wenn nötig, falls sie auswärts übernachteten, ihnen die Kleidung zum Wechseln hinbringen.

Die Mutter und die Geisha gaben mir einen Auftrag nach dem andern, ich hatte keinen Augenblick Ruhe. Und mit jedem zweiten Wort wurde ich »du Dusseltier!« oder »du Schwachkopf!« gescholten.

Zu Anfang, als ich gerade gekommen war, hatte mich der »Herr Vater« gefragt, wie ich denn heiße; da habe ich nur freiweg »he, du da« geantwortet, aber er lachte mich aus:

»He-du-da«, so einen Namen gibt es doch gar nicht!«

Ich verbesserte mich also und sagte »Tsuru«.

»Tsuru? Das klingt ordentlich.«

Also wurde ich »Tsuru, Tsuru« gerufen, aber bald schon kam es dazu, daß alle mich nur »Otei« nannten. Dieses »tei« kommt von dem Wort »Teinō?« (Schwachkopf).

Trotzdem war ich glücklicher als vorher. Ich bekam nämlich Süßigkeiten. Wenn die Geisha gut gelaunt sind, stecken sie sich heimlich japanisches Zuckerwerk oder Kuchen, wie sie es bei der Kundenbetreuung bekommen, in ihren Kimono-Ärmel und bringen es mir mit. Im Haus des Großgrundbesitzers hatte ich Süßigkeiten zwar mit eigenen Augen zu sehen bekommen, zu essen aber kein einziges Mal.

Um jene Zeit habe ich auch zum ersten Mal »bewegte Lichtbilder« zu sehen bekommen. »Was für arme Menschen gibt es doch in der Welt«, dachte ich dabei und flennte, daß mir der Kopf weh tat, und auch danach war ich, wenn ich nur an den Film zurückdachte, noch tagelang in Tränen aufgelöst.

Die Geisha lachten mich aus:

»Daß es so einen begriffsstutzigen Dummbbeutel gibt!«

Sie konnten mir noch so oft erklären, daß das alles nur erfunden, nur ein Film gewesen sei, ich konnte einfach nicht begreifen, was das heißen sollte, und erklärte es mir damit, daß ich nichts davon verstehe, weil ich halt kein Kind von ordentlichen Leuten war.

Der Film handelte von einem völlig blinden Jungen, dessen Mutter irgendwo als Dienstmagd arbeitete. Der blinde Junge tritt einen Teekessel um und ruft:

»Als hätte ich feste Sandalen an!«

Das sieht die Mutter und geht hinaus, weil sie sterben will. Da sind Hühner, die ihre Küken füttern. Wie sie das sieht, entschließt sie sich, weiterzuleben. Das ist alles, aber bis heu-